

dtv

Agnes Grey, Tochter eines Pfarrers, lebt abgeschieden mit ihrer Familie in Nordengland. Nachdem ihr Vater seine letzten Ersparnisse durch eine falsche Geldanlage verloren hat, entschließt sich Agnes, als Gouvernante zu arbeiten. Die verzogenen Kinder reicher Eltern machen es der jungen Frau jedoch nicht leicht. Während ihrer Anstellung bei der Familie Murray lernt Agnes den ortsansässigen Hilfspfarrer Edward Weston kennen. Er beginnt, sich für die junge Frau zu interessieren. Doch plötzlich macht es sich die schöne, aber eingebildete Rosalie Murray zum Ziel, Edward für sich zu gewinnen. In der Neuübersetzung von Michaela Meßner erstrahlt das berühmte Erstlingswerk Anne Brontës in neuem Glanz.

*Anne Brontë*, geboren am 17. Januar 1820 in Thornton, Yorkshire, verbrachte ihre Jugend im elterlichen Pfarrhaus in Haworth. Mit neunzehn Jahren verließ sie ihre Heimat, um als Gouvernante zu arbeiten, gab diese Tätigkeit jedoch 1845 auf und widmete sich danach ausschließlich dem Schreiben. Zusammen mit ihren Schwestern veröffentlichte sie einen Gedichtband. Ihr erster Roman ›Agnes Grey‹ erschien 1847, ein Jahr später folgte ›The Tenant of Wildfell Hall‹. Anne Brontë starb am 28. Mai 1849 in Scarborough mit nur neunundzwanzig Jahren an Tuberkulose.

Die Übersetzerin *Michaela Meßner* lebt und arbeitet in München. Für dtv hat sie bereits die Klassiker ›Sturmhöhe‹ von Emily Brontë und ›Die Kameliendame‹ von Alexandre Dumas d.J. in einen zeitgemäßen Ton übertragen.

Anne Brontë

Agnes Grey

Roman

Neu übersetzt und mit einem Nachwort  
von Michaela Meßner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Titel der Originalausgabe:  
›Agnes Grey‹  
London 1847

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Neuübersetzung 2012  
2. Auflage 2014  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2012 Deutscher Taschenbuch Verlag, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: ›Étude: tête de jeune fille‹ (1898)  
von William Adolphe Bouguereau  
Gesetzt aus der Bulmer 10/12,5  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14101-7

## KAPITEL 1

### Das Pfarrhaus

In allen wahren Geschichten steckt eine Lehre; in einigen mag der Schatz allerdings schwer zu finden sein, und hat man ihn denn gefunden, ist er mitunter so erbärmlich klein, dass der dürre, verhutzelte Kern die Mühe des Nussknackens kaum lohnt. Ob dies auch auf meine Geschichte zutrifft, vermag ich nur schwer zu beurteilen. Bisweilen denke ich, sie könnte für den einen nützlich, und für wieder andere unterhaltsam sein, doch das mögen die Leser selbst beurteilen. Dank des schützenden Umstandes, dass niemand mich kennt, etliche Jahre vergangen sind und ich ein paar Namen erfunden habe, scheue ich nicht das Wagnis, der Öffentlichkeit freimütig zu unterbreiten, was ich meinem engsten Freund nicht verraten würde<sup>1</sup>.

Mein Vater war Geistlicher in Nordengland, genoss die verdiente Achtung aller, die ihn kannten, und hatte in jüngeren Jahren durch die doppelten Einkünfte aus einer mageren Pfarrfründe<sup>2</sup> und einem eigenen hübschen kleinen Anwesen ein recht angenehmes Auskommen. Meine Mutter, die ihn gegen den Willen ihrer Familie heiratete, war die Tochter eines Gutsherrn und eine charakterstarke Frau. Vergeblich führte man ihr vor Augen, als arme Pfarrersfrau müsse sie auf Kutschwagen

und Zofe verzichten und auf all den Luxus und die Eleganz der Wohlhabenden, die sie geradezu für lebensnotwendig hielt. Eine Kutsche und eine Zofe seien große Annehmlichkeiten, aber, dem Himmel sei Dank, habe sie Füße, die sie trügen, und Hände, mit denen sie für ihre eigenen Bedürfnisse sorgen könne. Ein vornehmes Haus und weitläufige Außenanlagen seien gewiss nicht zu verachten, dennoch wolle sie lieber mit Richard Grey in einer Hütte leben, als mit irgendeinem anderen Mann auf der Welt in einem Palast.

Als er sah, dass keines seiner Argumente sie überzeugen konnte, sagte ihr Vater den Liebenden schließlich, sie könnten schon heiraten, falls sie das wünschten, aber seine Tochter werde damit ihr gesamtes Vermögen in all seinen Teilen einbüßen. Er dachte, dies werde ihr Verlangen abkühlen, doch da irrte er. Mein Vater kannte die überragenden Vorzüge meiner Mutter sehr wohl, und wusste genau, dass sie selbst ein kostbarer Besitz war, und wäre sie bereit, sein schlichtes Heim zu verschönern, dann würde er sie um jeden Preis heiraten, sie dagegen wollte lieber von der eigenen Hände Arbeit leben, als von dem Mann getrennt zu sein, den sie liebte, den sie so gern glücklich machen wollte, und mit dem sie bereits ein Herz und eine Seele war. So sollte ihr Reichtum denn den Beutel einer klügeren Schwester schwellen lassen, die einen reichen Nabob<sup>3</sup> geehelicht hatte, und sie vergrub sich zum Erstaunen und tiefen Bedauern all derer, die sie kannten, in der bescheidenen Dorfpfarrei in den Hügeln von ... Und doch bin ich mir sicher, dass sich, trotz des Übermuts meiner Mutter und der Marotten meines Vaters, in ganz England kein glücklicheres Paar hätte finden lassen.

Von sechs Kindern<sup>4</sup> waren meine Schwester Mary und ich die einzigen beiden, die die Gefahren des Säuglingsalters und der frühen Kindheit überlebten. Da ich fünf oder sechs Jahre jünger war als sie, wurde ich immer als *Kind* angesehen und war der Liebling der ganzen Familie. Vater, Mutter und Schwester verhätschelten mich allesamt – nicht etwa durch dumme Nachsicht, die mich aufsässig und unbezähmbar gemacht hätte, sondern durch fortwährende Freundlichkeit, die mich hilflos und abhängig machte, ganz und gar unfähig, den Sorgen und Wirren des Lebens zu trotzen.

Mary und ich wuchsen in vollkommener Isolation auf. Meine Mutter, die zugleich viele Talente und eine hervorragende Ausbildung hatte und sich gerne beschäftigte, nahm unsere Erziehung vollkommen selbst in die Hand, nur den Lateinunterricht nicht – den erteilte mein Vater –, sodass wir nie zur Schule gingen<sup>5</sup>. Und da wir keinen Umgang mit der Nachbarschaft hatten, fand unsere einzige Berührung mit der Welt beim Besuch einer gelegentlich stattfindenden vornehmen Teegesellschaft mit den wichtigsten Gutsherren und Kaufleuten statt, zu der wir nur erschienen, damit man uns nicht des Hochmuts bezichtigte, wir würden unsere Nachbarn schmähen, sowie einem jährlichen Besuch im Hause unseres Großvaters väterlicherseits, wo er selbst, unsere liebe Großmutter, eine unverheiratete Tante und zwei oder drei ältliche Damen und Herren die einzigen Menschen waren, die wir je zu Gesicht bekamen. Manchmal heiterte unsere Mutter uns mit Geschichten und Anekdoten aus ihrer Jugend auf, die uns nicht nur vortrefflich unterhielten, sondern auch – zumindest in

mir – den unbestimmten und geheimen Wunsch weckten, etwas mehr von der Welt zu sehen.

Ich glaube, sie ist sehr glücklich gewesen, aber der Vergangenheit schien sie nie nachzutrauern. Mein Vater dagegen, der weder ein ausgeglichenes noch heiteres Gemüt hatte, war oftmals zutiefst betrübt über die Opfer, die seine liebe Frau für ihn gebracht hatte, und wälzte in seinem Kopf endlose Pläne, wie er, zu ihrem und unserem Nutz und Frommen, sein kleines Vermögen mehren könnte. Vergebens versicherte ihm meine Mutter, sie sei vollauf zufrieden, und wenn er nur ein wenig für die Kinder auf die hohe Kante legen würde, hätten sie doch alle genug, jetzt und in kommenden Tagen – aber Sparen war nicht die starke Seite meines Vaters. Er machte keine Schulden (zumindest hatte meine Mutter ein Auge darauf, dass er das nicht tat), aber hatte er Geld, so gab er es auch aus. Er hatte es im Hause gerne gemütlich und wollte seine Frau und seine Töchter gut gekleidet und betreut sehen; außerdem war er ein freigebiger Mensch und half gerne den Armen, je nach seinen Mitteln oder, wie manche urteilten, auch darüber hinaus.

Doch schließlich machte ihm ein guter Freund einen Vorschlag, wie er sein Privatvermögen auf einen Schlag verdoppeln und anschließend bis zu einem nicht genannten Betrag vermehren könnte. Dieser Freund war Kaufmann, ein Mann mit Unternehmergeist und von unbestrittenem Talent, dessen kaufmännischer Ehrgeiz vom Kapitalmangel ein wenig gezügelt wurde, der jedoch meinem Vater großzügig einen fairen Gewinnanteil anbot, falls dieser ihm so viel gab, wie er entbehren konnte; er glaubte ihm sicher versprechen zu können, es



werde ihm, ganz gleich, welche Summe mein Vater ihm anvertrauen wollte, hundert Prozent Gewinn einbringen. Das kleine Erbteil wurde flugs verkauft und der gesamte Erlös in die Hände dieses freundlichen Kaufmanns gelegt, der ebenso geschwind seine Ware verschiffte und Reisevorbereitungen traf.

Mein Vater war, wie wir alle, entzückt über diese glänzenden Aussichten. Zwar waren wir fürs Erste auf die spärlichen Einkünfte aus der Pfarrei angewiesen, aber mein Vater dachte offenbar, es bestünde keine Notwendigkeit, unsere Ausgaben an diese anzupassen, sodass wir mit einer laufenden Rechnung bei Mr. Jackson, einer weiteren bei Smith und einer dritten bei Hobson sogar ein angenehmeres Auskommen hatten als zuvor, obwohl meine Mutter meinte, wir sollten uns besser einschränken, schließlich seien unsere Aussichten auf Reichtum noch ungewiss, und wenn mein Vater nur alles in ihre Hände legen würde, werde er auch nicht den Eindruck bekommen, wir müssten knausern, aber in diesem Punkt war nicht mit ihm zu reden.

Wie viele glückliche Stunden saßen Mary und ich mit unserer Handarbeit am Feuer oder wanderten über die heidebewachsenen Hügel oder lagen müßig unter der Trauerbirke (dem einzigen größeren Baum in unserem Garten), sprachen über das Glück, das uns und unsere Eltern erwartete, darüber, was wir tun und sehen und besitzen wollten; und dabei stand unsere prächtige Konstruktion auf keinen solideren Fundamenten als den Reichtümern, die uns, so erwarteten wir es, aus den erfolgreichen Spekulationen des biedereren Kaufmanns zufließen sollten. Unser Vater war fast genauso unvernünftig wie wir, nur tat er so, als sei es ihm nicht recht

ernst damit, indem er seine strahlenden Hoffnungen und zuversichtlichen Erwartungen in Späße und Scherze verpackte, die mir immer überaus witzig und erheitend vorkamen. Unsere Mutter lachte vor Freude, ihn so zuversichtlich und glücklich zu sehen; und doch fürchtete sie, er nehme die Sache ein wenig zu ernst, und eines Tages hörte ich, wie sie aus dem Zimmer ging und dabei flüsterte:

»Gebe Gott, dass er nicht enttäuscht wird! Ich weiß nicht, wie er das überstehen würde.«

Enttäuscht wurde er, und zwar bitterlich. Wir waren alle wie vom Donner gerührt: Das Schiff, das unser Vermögen mit sich führte, erlitt Schiffbruch, sank mit der ganzen Ladung auf den Grund, zusammen mit einem Teil der Mannschaft und dem glücklosen Kaufmann selbst. Ich grämte mich seinetwegen; ich grämte mich, weil all unsere Luftschlösser eingestürzt waren. Aber mit der Spannkraft der Jugend erholte ich mich bald von dieser Erschütterung.

Reichtum war zwar anziehend, aber Armut barg keinen Schrecken für ein so unerfahrenes Mädchen wie mich. Um die Wahrheit zu sagen, die Vorstellung, in die Enge getrieben zu sein und selbst einen Ausweg finden zu müssen, hatte sogar etwas Beschwingendes für mich. Ich wünschte nur, Papa, Mama und Mary würden das genauso sehen wie ich; dann könnten wir, statt über vergangenes Unheil zu klagen, uns fröhlich ans Werk machen und Abhilfe schaffen. Je größer die Schwierigkeiten, je härter unsere Entbehrungen, desto größer sollte unsere Freude sein, Letztere zu ertragen, und unsere Kraft, gegen Erstere anzukämpfen.

Mary jammerte nicht, aber sie brütete beständig über

dieses Unglück und versank in solcher Niedergeschlagenheit, dass keine meiner Bemühungen sie aufrichten konnte. Ich konnte sie unmöglich dazu bringen, zu erkennen, dass das Ganze auch sein Gutes hatte, wie ich es tat; außerdem hatte ich solche Angst, man möge mir kindliche Leichtfertigkeit oder dumme Gefühllosigkeit vorwerfen, dass ich die meisten meiner brillanten Ideen und lustigen Einfälle für mich behielt, wohl wissend, dass keiner sie zu würdigen verstand.

Meine Mutter dachte nur daran, meinen Vater zu trösten, unsere Schulden zu begleichen und unsere Ausgaben auf jede erdenkliche Art zu beschränken, mein Vater dagegen war von diesem Unglück völlig überwältigt. Seine Gesundheit, seine Kräfte und seine Lebensgeister litten sehr unter dem Schlag, und er erholte sich nie mehr ganz davon. Vergeblich versuchte meine Mutter, ihn aufzuheitern, indem sie an seine Frömmigkeit, seine Tapferkeit, seine Liebe zu ihr und zu uns appellierte. Gerade diese Liebe war ja der Grund für seine Qual: Um unseretwillen hatte er so glühend gehofft, sein Vermögen zu mehren – der Gedanke an unseren Vorteil hatte seine Hoffnungen so strahlend gemacht und seinen gegenwärtigen Kummer so bitter. Jetzt quälte er sich mit Schuldgefühlen, dass er nicht auf den Rat meiner Mutter gehört hatte, der ihm wenigstens erspart hätte, dass ihn jetzt auch noch Schulden drückten; er warf sich unsinnigerweise vor, sie um die Würde, die Annehmlichkeiten und den Luxus ihres früheren Standes gebracht zu haben, um jetzt mit ihm die Sorgen und Plagen der Armut zu erdulden. Es war ein bitterer Wermutstropfen für seine Seele, diese herrliche, hochgebildete, einst so umworbene und bewunderte Frau in

eine emsige, geschäftige Hausfrau verwandelt zu sehen, deren Hände und Gedanken ständig mit Hausarbeit und Haushalten beschäftigt waren. Gerade die Bereitwilligkeit, mit der sie diesen Pflichten nachkam, die Heiterkeit, mit der sie die Rückschläge ertrug, und die Güte, die sie davon abhielt, ihm auch nur die geringste Schuld zu geben, wurden allesamt von diesem erfindungsreichen Selbstquäler in etwas gewendet, das sein Leiden noch vergrößerte. Und so setzte der Geist dem Körper zu und griff das Nervensystem an, die Nerven wiederum verschlimmerten die Geistesqualen, bis seine Gesundheit nach dem Prinzip der Wechselwirkung ernsthaften Schaden nahm; und keine von uns konnte ihn überzeugen, dass es um unsere Geschäfte nicht halb so düster und nicht gar so hoffnungslos stand, wie seine kranke Phantasie es ihm vorgaukelte.

Der nützliche Ponywagen wurde verkauft, zusammen mit dem stämmigen, wohlgenährten Pony, diesem alten Freund, der – wie es einst unser fester Entschluss gewesen war – seine Tage in Frieden beschließen und nie in fremde Hände gelangen sollte. Die kleine Wagenremise und der Stall wurden vermietet, der junge Diener und die tüchtigere (weil teurere) der beiden Dienstmägde entlassen. Unsere Kleider wurden ausgebessert, gewendet und bis an die Grenzen der Schicklichkeit gestopft; unsere Mahlzeiten, die immer reichlich gewesen waren, wurden bis zu einem nie gekannten Maß karg gehalten, außer wenn es das Lieblingsgericht meines Vaters gab. Wir sparten drastisch an Kohle und Kerzen – statt zweier Kerzen gab es nur noch eine, und auch die wurde kaum benutzt; mit der Kohle in dem halb leeren Feuerrost wurde äußerst sparsam umgegangen, be-

sonders, wenn mein Vater außer Hause seinen Gemeindepflichten nachging oder Krankheit ihn ans Bett fesselte – dann saßen wir, die Füße auf dem Kaminrost, kratzten hin und wieder die erlöschende Glut zusammen und streuten gerade so viel an Staub und Kohleresten darüber, dass sie nicht ausging. Was unsere Teppiche betraf, so wurden sie mit der Zeit fadenscheinig und in sogar noch größerem Maße als unsere Garderobe geflickt und gestopft. Um einen Gärtner einzusparen, hielten Mary und ich den Garten selbst in Ordnung, und die ganze Kocherei und Hausarbeit, die von einem einzigen Dienstmädchen nicht hätte bewältigt werden können, erledigten meine Mutter und meine Schwester, wobei ich ihnen gelegentlich ein wenig half, aber nur ein wenig, denn hielt ich mich auch selbst für eine Frau, so war ich doch in ihren Augen noch ein Kind; und meine Mutter war, wie die meisten emsigen Frauen, die alles in der Hand haben, nicht mit allzu emsigen Töchtern gesegnet, und das aus folgendem Grund: Da sie selbst so gescheit und fleißig war, war sie nie versucht, ihre Arbeit an andere abzugeben, sondern ganz im Gegenteil bereit, für andere zu handeln und zu denken, ganz wie für sich selbst. Gleich, um was es ging, sie neigte zu der Ansicht, niemand könne es so gut erledigen wie sie selbst, daher bekam ich, wann immer ich meine Hilfe anbot, etwa Folgendes zur Antwort: »Nein, mein Liebes, das kannst du wirklich nicht ... hier gibt es nichts für dich zu tun. Geh und hilf deiner Schwester oder bitte sie, einen Spaziergang mit dir zu machen – sag ihr, sie soll nicht so viel herumsitzen und immerzu in der Stube hocken, wie sie es tut. Kein Wunder, dass sie so dünn und jämmerlich aussieht.«

»Mary, Mama sagt, ich soll dir helfen oder dich dazu bewegen, mit mir spazieren zu gehen. Sie sagt, es sei kein Wunder, dass du so dünn und jämmerlich aussehst, wenn du immer nur in der Stube hockst.«

»Du kannst mir nicht helfen, Agnes. Und ich kann *dich* nicht begleiten, ich habe viel zu viel zu tun.«

»Dann lass mich dir helfen.«

»Das kannst du wirklich nicht, mein liebes Kind. Geh und mach deine Musikübungen oder spiel mit dem Kätzchen.«

Es gab immer viel zu nähen, aber man hatte mir noch nicht beigebracht, wie man ein Kleidungsstück zuschneidet, und außer einfachen Nähten und Säumen gab es, selbst auf diesem Gebiet, kaum etwas, das ich beherrschte, denn sie behaupteten beide, es sei viel einfacher, die Arbeit selbst zu tun, als sie für mich vorzubereiten, und außerdem sähen sie es lieber, wenn ich mit dem Lernen vorankäme oder die Zeit mit Spielen zubrächte – es wäre noch früh genug, mich wie eine würdevolle Matrone über meine Handarbeit zu beugen, wenn mein kleines Kätzchen eine behäbige alte Katze geworden wäre. Unter diesen Umständen hatte ich für meine Untätigkeit doch so manche Entschuldigung, wengleich ich nicht viel nützlicher war als das Kätzchen.

In der ganzen sorgenvollen Zeit beklagte meine Mutter nur ein Mal unseren Geldmangel. Als es wieder Sommer wurde, bemerkte sie zu Mary und mir:

»Was wäre das doch schön, wenn Papa ein paar Wochen an einem Badeort verbringen könnte. Ich bin überzeugt, die Seeluft und der Ortswechsel wären für ihn von unschätzbarem Wert. Aber es ist ja nun mal kein Geld da«, setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Wir wünschten beide inständig, der Plan möge in die Tat umgesetzt werden, und bedauerten sehr, dass es nicht möglich war.

»Nun denn«, sagte sie, »Klagen ist sinnlos. Es muss sich doch irgendwie bewerkstelligen lassen, unser Vorhaben zu verwirklichen. Mary, du kannst doch so wundervoll zeichnen. Was hieltest du davon, wenn du noch ein paar Zeichnungen anfertigen würdest, in deiner besten Manier, und sie rahmen lässt, zusammen mit den Aquarellen, die du schon gemacht hast, dann kannst du versuchen, sie einem aufgeschlossenen Händler zu verkaufen, der ihren Wert zu schätzen weiß?«

»Mama, wie schön, dass du glaubst, man könnte sie *wirklich* verkaufen; noch dazu zu einem Preis, für den es sich lohnt.«

»Ein Versuch lohnt sich in jedem Fall, mein Schatz: Du lieferst uns die Zeichnungen, und ich bemühe mich, einen Käufer zu finden.«

»Ich wünschte, *ich* könnte auch etwas tun«, sagte ich.

»Du, Agnes! Na ja, wer weiß? Du zeichnest auch ganz hübsch. Wenn du ein einfaches Motiv wählst, kannst du durchaus etwas schaffen, das wir alle voller Stolz vorzeigen können.«

»Aber ich habe da einen anderen Plan im Kopf, Mama, und zwar schon lange ... ich wollte euch nur nichts davon sagen.«

»Ist das denn die Möglichkeit! Dann sag uns schnell, worum es geht.«

»Ich möcht so gern Gouvernante werden.«

Meine Mutter stieß einen überraschten Schrei aus und lachte. Meine Schwester ließ vor Erstaunen ihre

Handarbeit fallen und rief: »Du und Gouvernante, Agnes! Wie *kommst* du nur darauf?«

»Na ja, ich finde das gar nicht *so* außergewöhnlich. Ich behaupte ja gar nicht, dass ich große Mädchen unterrichten könnte; aber den kleinen Kindern hätte ich gewiss etwas beizubringen ... und das würde mir *solchen* Spaß machen! Ich mag Kinder so sehr! Ach bitte, Mama!«

»Aber mein Schatz, du hast doch noch gar nicht gelernt, auf dich selbst aufzupassen, und die Erziehung kleiner Kinder erfordert mehr Urteilsvermögen und Erfahrung als die der größeren.«

»Aber Mama, ich bin schon über achtzehn und kann sehr wohl auf mich selbst aufpassen, und auf andere auch. Du ahnst ja gar nicht, wie klug und vernünftig ich bin, denn ich musste mich noch nie beweisen.«

»Denk doch ein bisschen nach«, sagte Mary, »was würdest du denn in einem Haus voller fremder Menschen anfangen, wenn ich und Mama nicht für dich sprechen und handeln können, du müsstest auf dich selbst und noch auf einen Haufen Kinder aufpassen, das alles ohne einen Menschen, den du um Rat fragen könntest? Du wüsstest ja nicht einmal, was du anziehen sollst.«

»Du denkst wohl, weil ich immer getan habe, was ihr wolltet, hätte ich keine eigene Meinung; ihr könnt mich ja auf die Probe stellen – das ist alles, worum ich euch bitte –, dann werdet ihr schon sehen, wozu ich fähig bin.«

In diesem Augenblick kam mein Vater ins Zimmer, und es wurde ihm erläutert, worüber wir uns stritten.

»Was, meine kleine Agnes eine Gouvernante!«, schrie



er auf, und trotz aller Niedergeschlagenheit musste er bei dieser Vorstellung lachen.

»Ja Papa, jetzt sag *du* nicht auch noch etwas dagegen; es würde mir *solchen* Spaß machen, und ich bin mir sicher, ich komme ganz wunderbar zurecht.«

»Aber mein Schatz, du würdest uns viel zu sehr fehlen.« Und eine Träne glänzte in seinem Auge, als er hinzufügte: »Nein, nein, mögen wir auch in großer Bedrängnis sein, zu solchen Maßnahmen müssen wir noch nicht greifen!«

»Oh nein«, sagte meine Mutter. »Nichts, aber auch gar nichts zwingt uns zu einem solchen Schritt; es ist nur eine ihrer Launen. Halte bloß deine Zunge im Zaum, du *böses* Mädchen, denn so gerne *du* uns auch verlassen würdest, weißt du doch genau, dass *wir* uns nicht von dir trennen können.«

Das brachte mich für diesen Tag zum Schweigen, und für viele weitere Tage, aber meinen lieb gewonnenen Plan gab ich nicht völlig auf. Mary holte ihre Zeichensachen und machte sich unermüdlich an die Arbeit. Auch ich holte die meinen; aber während ich zeichnete, dachte ich an anderes.

Wie herrlich musste das sein, als Gouvernante zu arbeiten. In die Welt hinauszugehen, ein neues Leben anzufangen, selbstständig zu handeln, meine ungenutzten Fähigkeiten zum Einsatz zu bringen, ungeahnte Kräfte zu erproben, meinen eigenen Lebensunterhalt zu verdienen, und darüber hinaus meinem Vater, meiner Mutter und meiner Schwester ein Trost zu sein und ihnen helfen zu können, zumal ich sie damit von der Bürde befreien könnte, mich zu ernähren und zu kleiden; ich könnte Papa zeigen, was seine kleine Agnes so

alles kann, könnte Mama und Mary davon überzeugen, dass ich nicht das hilflose, gedankenlose Geschöpf war, für das sie mich hielten. Und außerdem, wie herrlich wäre es, mit der Erziehung von Kindern betraut zu sein! Mochten die anderen sagen, was sie wollten – ich fühlte mich der Aufgabe ganz und gar gewachsen, denn die klare Erinnerung an die Gedanken und Gefühle, die ich selbst als kleines Kind gehabt hatte, würde mich sicherer leiten als alle Lehren der weisesten Person. Ich müsste nur meine kleinen Schüler beobachten und dann überlegen, wie ich selbst in ihrem Alter gewesen bin, und dann wüsste ich sofort, wie ich ihr Vertrauen und ihre Zuneigung gewinnen könnte; wie ich die Reue derer wecken müsste, die gesündigt hatten; wie ich die Schüchternen ermutigen und die Betrübten trösten könnte; wie ich ihnen die Tugend nahebringen, das Lernen für sie erstrebenswert und die Religion verlockend und verständlich machen könnte.

*Ein herrlicher Auftrag!*

*Den jungen Ideen das Sprießen zu lehren.<sup>16</sup>*

Die zarten Pflänzchen großzuziehen und dabei zuzusehen, wie ihre Knospen sich Tag um Tag entfalten! All diese Beweggründe bekräftigten meinen Entschluss, weiter an meinem Vorhaben festzuhalten; doch die Befürchtung, meiner Mutter zu missfallen oder meines Vaters Gefühle zu verletzen, hielten mich etliche Tage davon ab, das Thema noch einmal anzusprechen. Schließlich hatte ich doch mit meiner Mutter eine Unterredung unter vier Augen, und auch wenn es nicht ganz leicht war, so rang ich ihr doch das Versprechen ab, mich

tatkräftig zu unterstützen. Als Nächstes erhielt ich die zögerliche Einwilligung meines Vaters, und dann, obgleich Mary noch immer in Seufzern ihre Missbilligung kundtat, begann meine liebe, gute Mutter, sich nach einer Stelle für mich umzusehen. Sie schrieb den Verwandten meines Vaters und las die Zeitungsannoncen – mit ihrer eigenen Familie pflegte sie schon lange keinen Kontakt mehr –, ein formeller Wechsel gelegentlicher Briefe war seit ihrer Heirat alles gewesen, und sie hätte sich niemals, zu keiner Zeit, in einem solchen Fall an sie gewandt.

Aber meine Eltern hatten sich schon so lange und so gründlich von der Welt zurückgezogen, dass etliche Wochen vergingen, bis eine geeignete Stelle gefunden war. Schließlich wurde zu meiner großen Freude verfügt, ich solle mich um die Kinder einer gewissen Mrs. Bloomfield kümmern, die meine liebe, wenn auch etwas spröde Tante Grey in ihrer Jugend gekannt hatte und von der sie versicherte, sie sei eine sehr liebenswerte Person. Ihr Mann war ein Kaufmann im Ruhestand, der ein recht ansehnliches Vermögen gemacht hatte, aber nicht dazu bewegt werden konnte, der Erzieherin seiner Kinder ein höheres Gehalt als fünfundzwanzig Pfund zu zahlen. Ich schlug jedoch mit Freuden ein, statt diese Stellung auszuschlagen – was meine Eltern im Grunde für die bessere Lösung hielten.

Aber dann gingen noch ein paar Wochen für die Vorbereitungen ins Land. Was kamen diese Wochen mir lang und eintönig vor! Und doch waren es alles in allem glückliche Wochen – voll strahlender Hoffnung und glühender Erwartung. Welch unvergleichliches Vergnügen war es mir doch, bei der Herstellung meiner neuen

Kleider zu helfen, und anschließend beim Packen meiner Koffer! Letzterem war allerdings auch ein wenig Wehmut beigemischt, und als alles getan war, als alles für meine Abreise am folgenden Tag bereitstand und die letzte Nacht zu Hause näher rückte, schien mein Herz plötzlich voller Furcht zu sein. Meine Eltern und meine Schwester sahen so traurig aus und waren so freundlich zu mir, dass ich Mühe hatte, meine Tränen zurückzuhalten; aber ich tat, als sei ich froh. Ich war ein letztes Mal mit Mary über die Heide gewandert, war ein letztes Mal in den Garten und ums Haus gegangen, hatte mit ihr zusammen zum letzten Mal unsere Lieblingstauen gefüttert – diese hübschen Geschöpfe, denen wir beigebracht hatten, uns aus der Hand zu fressen. Ich streichelte allen ein letztes Mal über den seidigen Rücken, als sie sich in meinem Schoß drängten. Zärtlich hatte ich meine Lieblinge geküsst, das Paar schneeweißes Pfautauben; ich hatte mein letztes Stück auf dem lieben alten Klavier gespielt und Papa mein letztes Lied gesungen; nicht das letzte, hoffte ich, aber das letzte für eine, wie mir schien, sehr lange Zeit. Und vielleicht würde ich all das, wenn ich es einst wieder tun würde, mit ganz anderen Gefühlen tun; die Umstände könnten sich geändert haben, und vielleicht würde ich in diesem Haus nie wieder mein festes Zuhause haben.

Meine liebe, kleine Freundin, das Kätzchen, würde dann gewiss eine andere sein; sie wäre bereits zu einer prächtigen Katze herangewachsen, und wenn ich dann wiederkäme, und sei es nur für einen kurzen Besuch zu Weihnachten, würde sie wahrscheinlich ihre Spielgefährtin ebenso vergessen haben wie ihre lustigen Tollerei-